

VWPE  
No. **1**



Gerd Spittler

## Arbeit zur Sprache bringen

der ethnographische Zugang

Vienna 2014  
ISSN 2311-231X

Department of **SOCIAL AND CULTURAL ANTHROPOLOGY**  
Institut für KULTUR- UND SOZIALANTHROPOLOGIE

Faculty of Social Sciences, University of Vienna  
Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Wien

[ksa.univie.ac.at/vwpe01](http://ksa.univie.ac.at/vwpe01)

# ARBEIT ZUR SPRACHE BRINGEN – DER ETHNOGRAPHISCHE ZUGANG<sup>1</sup>

Gerd Spittler (*Universität Bayreuth*)

## Zusammenfassung

Reden über Arbeit und tatsächliches Arbeitshandeln (Arbeitspraxis) klaffen oft weit auseinander. Wie können wir letzteres methodisch erfassen und welche Rolle spielen dabei Interview und Gespräch? Die semantische Untersuchung des Wortfeldes Arbeit in verschiedenen Sprachen ist ein beliebter Zugang, der aber nur begrenzte Einsichten verschafft. Die Analyse von ganzen Gesprächen und Texten führt weiter, aber auch sie erschließt nur partiell das Arbeitshandeln. Der sprachliche Zugang muss durch andere Methoden, vor allem durch Beobachtung und teilnehmende Beobachtung ergänzt werden. Diese Kombination wird am Beispiel von vier ethnographischen Fallstudien beschrieben: ethnographische Interviews und teilnehmende Beobachtung über die Arbeit einer Kellnerin (Spradley), Gespräche von und mit kolumbianischen Bauern (Gudeman/Rivera), ethnomethodologische Untersuchungen zum Umgang mit Kopierern (Suchman und Orr), dichte Teilnahme bei Tuareghirten (Spittler). Unabhängig vom methodischen Zugang zur Arbeit bleibt noch die Darstellung der Forschungsergebnisse in einem Text (*writing culture*). Das ist bei einem Alltagsgegenstand wie Arbeit, der meistens nur wenig Aufregendes bietet, schwierig. Wie es gelingen kann, wird am Beispiel der Marienthal Studie (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel) gezeigt.

## Reden über Arbeit: Arbeitsgespräche und öffentliche Diskurse über Arbeit

Arbeiten und Reden können sehr unterschiedlich miteinander verknüpft sein. Manchmal besteht Arbeiten im Wesentlichen im Reden. Häufiger wird die Arbeit durch Reden begleitet und unterstützt. In vielen Fällen jedoch spielt das Reden keine Rolle bei der Arbeit. Von den Arbeitsgesprächen (Arbeit als Reden und Reden bei der Arbeit) ist das Reden über die Arbeit außerhalb der Arbeitssituation (öffentliche Diskurse) zu unterscheiden.

---

1 Dieser Artikel ist eine überarbeitete Fassung von Vorträgen, die ich am 9.7.10 bei der Tagung „Semantiken von Arbeit in diachroner und vergleichender Perspektive“ am FRIAS in Freiburg, am 23.5.12 im soziologischen Kolloquium der Universität Bayreuth und am 5.6.13 im Rahmen meiner Paul-Lazarsfeld-Gastprofessur am Fakultätszentrum für Methoden der Sozialwissenschaften an der Universität Wien gehalten habe. Ich danke den jeweiligen Teilnehmern für ihre Kritik und Anregungen. Mein besonderer Dank gilt zwei anonymen Gutachtern, die eine erste Fassung des Textes sorgfältig gelesen und kommentiert haben. Wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, schließt hier wie im ganzen Aufsatz die männliche Bezeichnung die weibliche ein.

### *Arbeitsgespräche*

Es gibt Berufe, bei denen das Reden im Mittelpunkt der Arbeit steht. Das gilt z.B. für Lehrer und Berater. Aber auch der Erfolg eines Vertreters oder einer Verkäuferin hängt davon ab, wieweit sie durch ihre rhetorische Kunst potentielle Kunden davon überzeugen können, eine Versicherungspolice oder eine andere Ware zu kaufen. Im Dienstleistungsbereich gilt das für viele Berufe. In anderen Bereichen haben wir es häufig mit einer Situation zu tun, bei der das Reden die Arbeit begleitet und unterstützt. Die meisten Arbeiten werden nicht isoliert, sondern in einem Team durchgeführt. Für die Koordination ist es oft notwendig, miteinander zu kommunizieren. Reden ist nicht immer, aber häufig beim Lernen von Arbeit wichtig. In allen diesen Fällen gehört das Reden zum Arbeitsprozess. Daneben gibt es auch die Unterhaltung, die die Arbeiter bei der Arbeit und in der Pause über die Arbeit führen. Alle diese Formen von Reden bei der Arbeit bezeichne ich als Arbeitsgespräche.

Die vielfältigen Verbindungen von Arbeiten und Reden können leicht den Blick dafür verstellen, dass bei vielen Arbeiten das Reden im Sinne einer Unterstützung des Arbeitsprozesses keine Rolle spielt. Das beginnt schon beim Lernen der Arbeit. Entgegen einer landläufigen Meinung werden manuelle Tätigkeiten in vielen Gesellschaften nicht durch Unterrichten gelehrt und gelernt. In der Familienwirtschaft ist das Nachahmen und Ausprobieren in der Regel wichtiger als das explizite Unterrichten durch die Eltern (Spittler/Bourdillon 2012). *Learning from Nobody* – so betitelt David Lancy (2010) einen Artikel, in dem er eine Übersicht über die ethnologische Literatur zum kindlichen Lernen bietet.

### *Öffentliche Diskurse über Arbeit*

Vom Reden bzw. Schweigen bei der Arbeit ist das Reden über die Arbeit außerhalb des Arbeitsprozesses zu unterscheiden. In wenigen Gesellschaften steht die Arbeit dermaßen im Zentrum des öffentlichen Diskurses wie in den modernen westlichen Gesellschaften. Aber auch in vielen anderen Kulturen gibt es einen öffentlichen Diskurs darüber. Welche Tätigkeiten werden von den Mitgliedern einer Gesellschaft zusammenfassend als „Arbeit“ bezeichnet? Hannah Arendt (1960) weist darauf hin, dass sich in der westlichen Gesellschaft der Arbeitsbegriff seit dem 19. Jahrhundert über die körperliche Arbeit hinaus durchsetzte. Nicht nur die Arbeiter arbeiten, sondern auch Minister und Könige. Man kann hier noch weitergehen. Der Arbeitsbegriff hat sich im 20. Jahrhundert in Bereichen durchgesetzt, die weit vom Berufsleben entfernt sind. Man spricht von Trauerarbeit, Liebesarbeit, Emotions-

arbeit, Seelenarbeit, Beziehungsarbeit, Sterbearbeit, Konsumarbeit usw. Dahinter steht die Vorstellung, dass auch in außerberuflichen Bereichen geordnete, anstrengende und langdauernde Tätigkeiten dominieren, die es „verdienen“, als Arbeit bezeichnet zu werden. Umgekehrt ist oder war bei manchen Tätigkeiten strittig, ob sie als Arbeit zu bezeichnen sind, z.B. Hausarbeit, Pflege von Verwandten usw.

In vielen Gesellschaften sind Anstrengung und Mühsal ein Merkmal der Arbeit. Häufig bildet daher die körperliche Arbeit den Prototyp von Arbeit. Nichtmanuelle Tätigkeiten sind in Europa erst spät mit manuellen Tätigkeiten unter einem gemeinsamen Begriff subsumiert worden. Im Unterschied zu Europa gab es in China einen allgemeinen Arbeitsbegriff, der alle anstrengenden Tätigkeiten einschloss (Cartier 1984; Mann 2000). Nicht nur die Bauern arbeiteten, sondern auch die Handwerker, Händler und Beamten, ja sogar der Kaiser. Zwar wurde zwischen körperlicher und geistiger Arbeit unterschieden. Aber beide wurden unter dem gleichen Begriff zusammengefasst. Meistens, aber nicht immer, wurde die geistige Arbeit als höherwertig angesehen. Der entscheidende Unterschied zum antiken und mittelalterlichen Arbeitsbegriff, wie ihn Hannah Arendt beschreibt, war aber der alles umfassende Arbeitsbegriff und die Betonung harter Arbeit für alle, einschließlich des Kaisers.

Beim gesellschaftlichen Diskurs über Arbeit geht es meistens weniger um eine konkrete Beschreibung von Tätigkeiten als um deren Bewertung. Wer Hausarbeit nicht als Arbeit bezeichnet, bewertet sie in der Regel geringer als die Tätigkeit um eines Gelderwerbs willen. Das nomadisierende Hirtenleben kann man entweder bewundern oder als unzivilisiert verachten. Der Begriff der Arbeit kann für körperliche Arbeit reserviert sein, wobei das positiv oder negativ bewertet werden kann. In einer Gesellschaft besteht in der Regel keine einhellige Meinung über die Arbeit. Diejenigen, die selbst arbeiten, reden anders darüber als die Herren, die sie nur von außen beurteilen. Die Handwerker, Bauern und Sklaven in der Antike bewerteten ihre Arbeit nicht so wie die Philosophen, die darüber schrieben.

Unabhängig von gruppenspezifischen Unterschieden innerhalb einer Gesellschaft weicht die öffentliche Meinung häufig von der privaten ab. So sieht die Arbeitsteilung bei den Kel Ewey Tuareg vor, dass Männer Kamele, Frauen Ziegen hüten. Es gibt aber manche Männer, die gerne Ziegen hüten und dies „als die schönste Arbeit der Welt“ bezeichnen. Unabhängig von der öffentlichen Meinung besitzt die Arbeitspraxis ihre eigenen Freuden und Leiden.

Der öffentliche Diskurs über die Arbeit lässt also keine sicheren Schlüsse auf die Arbeitspraxis bzw. auf die Fragen, wie sie ausgeführt und von den Betroffenen bewertet wird, zu. Es gibt viele andere Faktoren, die das Arbeitshandeln beeinflussen. Die Erforschung der Arbeit kann sich nicht ausschließlich auf den öffentlichen Diskurs stützen.

### *Forschen über Arbeit: Die Grenzen des sprachlichen Zugangs*

In den letzten Jahrzehnten haben in den Sozial- und Kulturwissenschaften kulturelle Ansätze ein größeres Gewicht bekommen. Man spricht von einem *linguistic* oder *cultural turn*. In der Ethnologie war diese Perspektive schon immer ausgeprägt, doch hat sie sich nochmals verstärkt. Auffallender ist der Perspektivenwechsel in der Soziologie und in der Geschichtswissenschaft. In extremer Form bedeutet der *cultural turn* nicht einfach eine weitere Perspektive zur wirtschaftlichen, sozialen und politischen, sondern erhebt einen radikalen Anspruch: Alles ist Kultur. Das gilt auch für die Wirtschaft, das gilt auch für die Arbeit.

Wie andere Alltagstätigkeiten ist Arbeit allerdings ein Thema, für das ein sprachzentrierter kultureller Forschungsansatz nicht ausreicht. Hier geht es um habitualisierte Routinen, um Techniken, um physische Kraft und eingespielte Geschicklichkeit, um *tacit knowledge*. Im Rahmen des *linguistic* oder *cultural turn* wurde jedoch die damit einhergehende Perspektive auch für die Erforschung der Arbeit dominierend. Häufig war das Reden über die Arbeit, das hier erfasst wurde, weit von der Arbeitspraxis entfernt. Das gilt zum Beispiel für die historische Semantik, die sich überwiegend mit Texten beschäftigt. Diejenigen, die die Texte verfassen, sind in der Regel nicht diejenigen, die die Arbeit ausführen. Dem Arbeitshandeln näher stehen Aussagen, die von den Arbeitenden selbst stammen. Aber auch hier sind die Arbeit und das Reden darüber nicht deckungsgleich. Die Formel *speaking is doing* besagt, dass auch Reden ein Handeln ist. Dem ist zwar nicht zu widersprechen, aber nicht jedes *speaking* gibt über Arbeit Aufschluss und nicht jedes *doing* ist ein *speaking*. Arbeit ist ein autonomer Bereich, dessen Erforschung nicht einfach im Abfragen besteht, sondern seine eigenen Methoden erfordert. „Arbeit zur Sprache bringen“ ist ein schwierigeres Unterfangen, als es auf den ersten Blick erscheint.

Im Folgenden diskutiere ich verschiedene Versuche, Arbeit zur Sprache zu bringen. Allen gemeinsam ist, dass sie sich auf diejenigen konzentrieren, die die Arbeit auch ausführen (im Gegensatz zur historischen Semantik). Eine verbreitete Methode sind semantische Studien zum Arbeitsbegriff. Ethnographische Zugänge gehen darüber hinaus. Sie kombinieren die Befragung mit Beobachtungen und teilnehmender Beobachtung.

Die Schwierigkeit, Arbeit zur Sprache zu bringen ist in der Forschungssituation begründet. Ein zusätzliches Problem besteht in der Repräsentation; in der Kunst, die Forschungsergebnisse in einem Text darzustellen: *writing culture*. Auf diese Frage gehe ich kurz am Schluss meines Artikels ein.

## Studien zur Semantik von Arbeit

### *Wortfeldanalysen*

Welche Tätigkeiten werden in anderen Kulturen mit einem Wort bezeichnet, das unserem Arbeitsbegriff nahe kommt? Die verwendeten Begriffe sind nirgendwo mit unserem Arbeitsbegriff deckungsgleich, aber sie sind auch nicht so weit entfernt, dass ein Vergleich sinnlos wäre. Ich wähle Beispiele aus Melanesien, in denen die Semantik des Arbeitsbegriffes auf das besondere Interesse der Forscher gestoßen ist. Die meisten melanesischen Gesellschaften kennen einen allgemeinen Ausdruck für Gartenarbeit (Lütkes 1990: 8). Gartenarbeit bildet überall die wichtigste Subsistenzaktivität. Das kann zur Konsequenz haben, dass nur Gartenarbeit als wirkliche Arbeit gilt. Es kann aber auch dazu führen, dass der Begriff verallgemeinert und z.B. auf neue Aktivitäten wie Lohnarbeit angewandt wird.

Zwei Untersuchungen liefern besonders detaillierte Beschreibungen und dokumentieren gleichzeitig die Variationsbreite. Michel Panoff (1984) analysierte verschiedene Arbeitsbegriffe bei den Maenge. Die Gartenarbeit als wichtigste Subsistenzarbeit und davon ausgehend jede produktive Tätigkeit wird als *kuma* bezeichnet. Dabei ist die Vorstellung einer Verausgabung von Kräften zentral. Die Maenge haben nicht die Vorstellung, dass der Bauer etwas produziert oder die Natur erobert, sondern der Garten ihm etwas für die Mühe, die er sich gemacht hat, schuldet. Andererseits schulden die Maenge den Ahnen und Kulturheroen etwas und müssen ihnen Nahrung anbieten. Der Gartenbau impliziert eine Vertragsbeziehung zwischen den Maenge, der Erde und den Ahnen. Der Diskurs über den Garten ist daher ebenso moralisch wie technisch. Das Gute ist auch das Schöne. Im Ergebnis bedeutet das, dass ein Garten nicht nur auf Ertrag, sondern auch auf Ästhetik angelegt wird. Dazu gehören nicht nur die Anordnung der Pflanzen und die saubere Bearbeitung des Bodens, sondern auch der Geruch. Ein guter Geruch gilt als Zeichen der Fruchtbarkeit.

Christiana Lütkes führte nach ihrer Literaturübersicht (1990) eine Feldforschung über die Arbeit bei den Wampar durch (Lütkes 1999). Den Kern der Untersuchungen bilden Tätigkeitsbeschreibungen und die Bewertung dieser Tätigkeiten. Ein Kapitel beschäftigt sich

mit dem Begriff *gom*, der annäherungsweise mit Arbeit übersetzt werden kann. Bei einer kontextunabhängigen Befragung, was *gom* sei bzw. welche Tätigkeiten dem zugeordnet werden könnten, zeichnet sich eine verwirrende Vielfalt von Antworten ab. Teilweise gibt sogar ein und dieselbe Person zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Antworten. Die einzige Übereinstimmung besteht darin, dass Gartenarbeit den Kern von *gom* bildet. In natürlichen Gesprächen wird das Spektrum eingengt, aber auch hier zeigen sich immer noch große Unterschiede, die von Geschlecht und Alter abhängen. Männer haben die Tendenz, einen großen Teil ihrer eigenen Tätigkeiten als *gom* zu bezeichnen, die Tätigkeiten der Frauen dem aber nur teilweise zuzuordnen. Viele alte Leute bezeichnen nur Gartenarbeit als *gom*, während die Jüngeren auch Lohnarbeit einschließen.

Aufschlussreicher als die Klassifizierung von Tätigkeiten sind die Kriterien, die eine Tätigkeit zu *gom* machen. Dazu gehören die Notwendigkeit, die Zweckorientierung und Organisation, die Ernsthaftigkeit, die Regelmäßigkeit, die körperliche Anstrengung und Mühsal und schließlich der soziale Charakter. Letzteres schließt nicht nur Faulheit und Diebstahl, sondern – unter dem Einfluss der Mission – auch magische Praktiken aus. Lütkes kommt zum Schluss, dass *gom* am zweckmäßigsten als Kontinuum zu sehen ist. Eine Tätigkeit kann mehr oder weniger *gom* zugeordnet werden. Gartenarbeit würde dabei am einen Ende der Skala stehen, Ausruhen am anderen. Die meisten Tätigkeiten liegen dazwischen. Fußballspielen ist z.B. *gom* unter dem Gesichtspunkt der körperlichen Anstrengung, aber nicht unter dem der Notwendigkeit und Ernsthaftigkeit.

Ein Ergebnis dieser semantischen Untersuchungen ist die geringe Stabilität der Aussagen. Alte und Junge, Frauen und Männer, Handwerker und Bauern weichen voneinander ab, wenn man sie nach der Semantik von Arbeit fragt. Manchmal ist das Problem noch grundsätzlicher: Auch ein und dieselbe Person gibt auf dieselbe Frage nicht immer die gleiche Antwort. Lassen sich diese Probleme durch strengere methodische Ansätze lösen?

### *Kognitive Semantik*

Die kognitive Semantik versucht die – meist unbewussten – kognitiven Strukturen zu erfassen, die einem Wort zugrunde liegen. Kognitive Kategorien werden auf der Grundlage der Interaktion mit der realen Welt gebildet. Typische Vertreter einer kognitiven Kategorie werden als Prototypen bezeichnet. Ein Rotkehlchen gilt zum Beispiel für die meisten eher als Prototyp der Kategorie „Vogel“ als ein Pinguin, weil wir mit einem Vogel Attribute wie

fliegen und singen verbinden. Die Struktur der Kategorien wird methodisch durch zwei Verfahren erfasst: *goodness of example ratings* und *attribute-listing tasks*.

Die Methode wurde von Linguisten im Rahmen des Bayreuther Sonderforschungsbereichs „Lokales Handeln im Kontext globaler Einflüsse“ auf Hausa-Sprecher in Nigeria angewandt (Ibrizimow/Zulyadaini 2005). Die Informanten waren Studenten der Universität Maiduguri. Da die Forscher nicht die Domäne „Arbeit“ untersuchten, bringe ich hier ein Beispiel aus der Domäne „Essen“. Die Studenten, denen eine Liste mit verschiedenen essbaren Objekten vorgelegt wurde, wurden gefragt, welche davon zur Kategorie Essen (*abinci*) gehören. Die am häufigsten genannten Items wie Hirsebrei und Reis gelten als Prototypen des Begriffs *abinci*. Dagegen rangiert die Kolanuss ganz unten. Ferner konnten die Informanten beliebige Attribute nennen, die zu einem Objekt gehören. Bei der Kolanuss wird nicht nur die Essbarkeit, der Geschmack und die Farbe genannt, sondern auch ihre Rolle in der Festigung sozialer Beziehungen: Hochzeit, Geschenk, Beglückung.

Diese Methoden werden auch benutzt, um Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen und Kulturen festzustellen. Das englische Wort *camel* wird z.B. in allen Hausa-Lexika mit dem Wort *rakumi* übersetzt. Sowohl amerikanische wie Hausa-Studenten haben dabei das gleiche Tier vor Augen. Während aber amerikanische Studenten *camel* mit Attributen wie Höcker, Wüste, Spucken versehen, verbinden die Hausa mit *rakumi* aufgrund ihrer Erfahrung weitere Attribute wie lange Beine, Lastentragen, Fleisch. Nigerianische Studenten, die sowohl Hausa wie Englisch sprechen, assoziieren aufgrund ihrer lebensweltlichen Erfahrung mit dem englischen Wort *camel* die gleichen Attribute wie mit dem Hausa-Wort *rakumi*.

### *Ethnography of speaking*

Bei der *ethnography of speaking* wird nicht die Struktur einzelner Wörter erfasst, sondern die Analyse von Gesprächen bzw. Texten vorgenommen. Einen wichtigen Beitrag zum Arbeitsthema lieferte Johannes Fabian mit seinem Aufsatz *kazi: Conceptualizations of Labor in a Charismatic Movement among Swahili-Speaking Workers* (1973). Es geht um die Verwendung des Swahili-Wortes *kazi* (Arbeit) in der religiösen Jamaa-Bewegung in Katanga, deren Anhänger vor allem Minenarbeiter sind. Fabian beginnt mit einer lexikalischen Analyse des Swahili-Wortes *kazi*, kommt aber dabei zum Schluss, dass diese lexikalische Analyse für eine Interpretation nicht ausreicht. Die Analyse von Metaphern führt einen Schritt weiter, aber auch sie ist noch unzureichend. Der Forscher muss reale Kommunikationen aufnehmen und

sie analysieren. Solche Texte ermöglichen es, die Integration der Arbeitserfahrung in eine religiöse Doktrin und die Umsetzung dieser Doktrin in die Lebenspraxis zu untersuchen. Dabei zeigt sich, dass der Arbeitsbegriff selbst metaphorisch in anderen Kontexten verwendet wird und eine Rationalisierung der Lebenswelt ausdrückt.

Die Antworten in fokussierten Interviews zur Arbeit (Warum arbeitest du in den Minen?) zeigen eine negative Einstellung zur Arbeit. Man arbeitet, um zu essen. Die Arbeit ist hart und die Löhne sind niedrig. Soweit die Resultate der direkten Befragung. Die Texte von religiösen Führern der Jamaa-Bewegung zeigen jedoch, wie das Wort *kazi* (Arbeit) überall präsent ist. Über die übliche lexikalische Bedeutung hinaus werden soziale Beziehungen als Arbeit gestaltet. Nicht nur die Tätigkeit in den Minen und auf den Feldern ist Arbeit, sondern auch die Hilfe, die man einem Kranken angedeihen lässt.

Magie und Arbeit werden einander explizit gegenübergestellt. Die Magie, an die nicht nur die „Heiden“ sondern auch viele Jamaa-Anhänger glauben, wird im Namen der Arbeit bekämpft, und zwar durch die eigene Arbeit wie auch die Tätigkeit der Ärzte, die als Arbeit organisiert – und daher besser als Magie – ist. Zwischen Magie und Arbeit gibt es keinen graduellen Übergang, sondern einen radikalen Bruch. Erstere ist eine dunkle und ineffiziente, letztere eine auf rationalen Vorstellungen beruhende Welt.

Auch Liebesbeziehungen sind nicht einfach arrangiert oder natürlich gegeben, sondern müssen ausgearbeitet werden. Die Geschlechterdifferenz ist von Gott geschaffen worden, damit die Menschen eine Aufgabe (*kazi*) haben. Mann und Frau müssen die Differenz durch eheliche Liebe und gemeinsame Anstrengungen überwinden. Fabian vergleicht diese Konzeption mit der Hegelschen und Marxschen Selbstverwirklichung durch Arbeit.

Fabian betont, dass Wortfeldanalysen allein in die Irre führen. Es müssen immer reale Kommunikationssituationen analysiert werden, in denen der Kontext von *kazi* erschlossen werden kann. Durch solche Untersuchungen im Rahmen einer *ethnography of speaking* (Dell Hymes) hofft Fabian, die Entwicklung einer spezifisch afrikanischen Arbeitsideologie verfolgen zu können. Aber in welchem Verhältnis steht diese „religiöse Ideologie“ zur Minenarbeit der Jamaa-Anhänger? Ist sie nur eine Widerspiegelung, oder bildet sie den kognitiven und moralischen Rahmen, innerhalb dessen die Menschen ihr privates und berufliches Leben ordnen? Fabian hält sowohl die materialistische als auch die idealistische Position für unzureichend. Die religiöse Ideologie entwickelt sich aufgrund von lebensweltlichen Erfahrungen und strukturiert diese wiederum. Die Interpretation von

Gesprächen muss daher durch Verhaltensuntersuchungen ergänzt werden. Dies ist eine Forderung, die von ihm selbst allerdings nicht eingelöst wird.

Untersuchungen zur Semantik von Arbeit sind ein erster Schritt zur Untersuchung von Arbeit, aber sie verschaffen kaum Zugang zur Realität der Arbeitswelt. Die Analyse von Gesprächen über Arbeit bietet einen besseren Einblick, wie das Beispiel von Fabian zeigt. Sie öffnet das Tor zur Arbeitswelt, aber wir sind noch nicht drinnen. Dafür benötigen wir andere Methoden, in denen Beobachtungen und Gespräche kombiniert werden. Dies soll am Beispiel der folgenden vier Fallstudien diskutiert werden.

### **Ethnographische Fallstudien**

#### *Ethnographisches Interview und teilnehmende Beobachtung: Die Arbeit der Kellnerin in einer Stadt der USA*

Man kann die *ethnography of speaking* auch anders weiterentwickeln als Fabian. Ich beziehe mich hier auf zwei Bücher von James P. Spradley: *The Ethnographic Interview* (1979) und *The Cocktail Waitress. Women's Work in a Man's World* (1975). Spradleys Zugang geht von einem bestimmten Kulturkonzept aus; unter Kultur wird die gemeinsame kognitive Karte (*cognitive map*) einer Gruppe verstanden, auf deren Grundlage ihre Mitglieder handeln. Jede nationale Kultur, z.B. die amerikanische, besteht aus vielen Subkulturen, denen unterschiedliche kognitive Karten zugrunde liegen. Die kognitive Karte ist in der Regel den Teilnehmern nicht voll bewusst, aber sie kann vom Ethnologen durch Interviews erschlossen werden. Das ist insofern schwierig, als der Ethnograph die Tendenz hat, seine Begriffe und seine kognitive Karte zu benutzen. Diese Tendenz ist in der „eigenen“ – in diesem Falle der amerikanischen – Kultur noch stärker, zumal die sprachliche Verständigung auf Englisch erfolgt.

Wie Fabian steht Spradley in der Tradition der ethnographischen Semantik von Dell Hymes (1974). Er unterscheidet verschiedene „Sprechereignisse“ (*speech events*), die je eigene Regeln für Anfang, Ende, Pausen, Fragen, Rollenwechsel haben. Für eine Unterhaltung (*friendly conversation*) gilt z.B., dass sie keinen klaren Verlauf hat, dass die Gesprächspartner abwechselnd sprechen, dass man Interesse am anderen zeigt, dass man nicht durch ständiges Nachfragen insistiert. Ein ethnographisches Interview (*ethnographic interview*) sollte möglichst viele Elemente einer Unterhaltung übernehmen, um eine freundliche Atmosphäre zu schaffen, doch unterscheidet es sich davon, dass es einen expliziten Zweck verfolgt, dass der Ethnograph häufig Erklärungen gibt (z.B. zum Projekt, zu seinen Fragen) und dass er bestimmte Typen von Fragen stellt. Es ist wichtig, dass der

Informant sich nicht der Sprache des Ethnographen anpasst, sondern dass er so spricht, wie er in seinem Milieu sprechen würde.

Mit dem ethnographischen Interview versucht der Ethnograph, die sprachlich verfasste Kultur des Anderen zu erfassen. Er achtet darauf, welche Begriffe dieser verwendet, er lässt sich Geschichten erzählen und Beispiele geben. Er fragt explizit nach emischen Begriffen. Am Beispiel der Arbeit einer Kellnerin erläutert Spradley das Verfahren. Er lässt sie zunächst die Arbeit des letzten Tages erzählen, er betont immer wieder sein Unwissen über ihre Arbeit, um sie zu weiteren Details zu bewegen. Er achtet dabei auf die von ihr verwendeten Begriffe und versucht sich dieser Sprache anzupassen.

Neben diesen deskriptiven Fragen stellt er systematisch Fragen, um die Bedeutung dieser emischen Begriffe zu erfassen. Er stellt strukturelle Fragen, die sich auf die Zuordnung von Wörtern zu einem bestimmten Bereich beziehen. Er fragt weniger nach der Bedeutung von Wörtern und vielmehr nach ihrem Gebrauch. Damit versucht er nicht nur die explizite, sondern auch die verborgene Bedeutung zu erfassen. Nachdem er bei der Kellnerin herausgefunden hat, welche Typen von Kunden sie in ihrer Sprache unterscheidet, versucht er die jeweiligen Attribute zu ermitteln: wo sie sitzen, wie sie bestellen, usw. Kontrastfragen dienen dazu, die Unterschiede zwischen Begriffen systematisch herauszuarbeiten.

Ziel des Unternehmens ist es zunächst, die emischen Begriffe einer Domäne zuzuordnen. Dem dient eine Kombination von deskriptiven, strukturellen und Kontrastfragen. Eine Domäne schließt Begriffe ein und grenzt andere aus. Zur Domäne „Ärger für die Kellnerin“ gehören z.B. die Attribute „getrennt bestellen“ und „mit großen Geldscheinen bezahlen“. In der Domäne „Drink“ werden alle Getränke und Getränkemischungen in dieser Bar aufgezählt. Wichtig ist dabei, dass immer nur die Begriffe verwendet werden, die die Kellnerin selbst verwendet.

Die differenzierten Taxonomien, die die ethnographische Semantik zu Tage fördert, sind in ihrer Vielfalt beeindruckend, vor allem, weil sie viele implizite Strukturen deutlich machen. Es ist freilich kritisch anzumerken, dass die vielen gezielten strukturellen und Kontrastfragen vielleicht eine Ordnung zeigen, die weniger der kognitiven Karte der Befragten entspricht, sondern durch das Insistieren des Ethnologen konstruiert wird. Aber auch wenn man von diesem Problem absieht, bleibt immer noch die Frage, wieweit man mit diesen Rastern Handeln – in unserem Falle Arbeit – beschreiben und erklären kann.

Es stellt sich auch die Frage, wie der Ethnologe weiterführende Fragen in einem Feld stellen kann, das ihm nicht vertraut und vielleicht nicht einmal dem Interviewten bewusst ist? Er kann es nur deshalb, weil er sich nicht allein auf das Fragen verlässt.

„We all know things that we cannot talk about or express in direct ways. The ethnographer must then make inferences about what people know by listening carefully to what they say, by observing their behavior, and by studying artifacts and their use“ (Spradley 1979: 9).

Brenda Mann, die Mitautorin der Studie, arbeitete ein Jahr lang als Kellnerin in einer Bar. Ihre auf teilnehmender Beobachtung beruhenden Erfahrungen befähigten sie und Spradley Fragen zu stellen, deren Relevanz ihnen vorher verborgen war.

„Eine Bestellung annehmen“ ist eine der wichtigsten Arbeitsaktivitäten der Kellnerin. Hier geht es überwiegend um verbale Interaktionen, die auch sprachlich wieder gegeben werden können. Aber erst die teilnehmende Beobachtung zeigt die vielen Varianten, die in der Praxis vorkommen, und das damit einhergehende notwendige Wissen der Kellnerin. Sie muss nicht nur die unterschiedlichen Drinks und Mischungen kennen, sondern auch die Sprache der Kunden interpretieren und sie für den Barkeeper übersetzen können. Und sie muss die Drinks nachher den richtigen Kunden zuordnen. Das mag gewöhnlich problemlos funktionieren, aber nicht, wenn das Lokal überfüllt ist und sie auf dem Weg zur Theke belästigt wird. Es gehören nicht nur Wissen, Gedächtnis und Reden dazu, sondern auch Können. Die Kellnerin muss sich in einem dunklen Raum zwischen vielen Hindernissen wie Füßen, Ellbogen, Stühlen und Tischen bewegen. Ereignisse, die die Routine durchbrechen (z.B. Problemkunden), kommen häufig vor und müssen bewältigt werden.

Spradley und Mann liefern hier eine dichte Beschreibung, wie Bestellungen aufgenommen und erledigt werden. Aber sie hätten dies nicht durch ethnographische Interviews allein erfassen können. Erst die teilnehmende Beobachtung über viele Monate hinweg erlaubte es ihnen, die vielen Variationen zu erfassen und das dann zusätzlich durch Fragen zu ergänzen. Das heißt, nicht die semantische Untersuchung allein liefert hier die Informationen, sondern nur zusammen mit der teilnehmenden Beobachtung kommt die Arbeit zu Wort.

### *Gespräche von und mit kolumbianischen Bauern*

Kultur entspricht bei Spradley einer kognitiven Karte, an der sich die Menschen in ihrem Handeln orientieren. Ähnlich argumentiert Stephan Gudeman in seinem Buch *Economics as Culture* (1986). Er betont jedoch stärker als Spradley den Konstruktionscharakter der Kultur.

Menschen konstruieren Modelle, mit deren Hilfe sie die Welt interpretieren und darin handeln. Das gilt auch für die Wirtschaft und die Arbeit. Gudeman formuliert den Anspruch, auch den Handlungsaspekt zu erfassen: „*I shall try ... to show how and to what degree the model is embodied in practices*“ (1986: 40).

Mehr als Spradley interessiert sich Gudeman für die Dynamik solcher Modelle, für ihren Entstehungsprozess und für die Änderungen. Das wird vor allem in seiner Folgepublikation *Conversations in Colombia. The Domestic Economy in Life and Text* deutlich, die Gudeman zusammen mit Alberto Rivera publizierte (1990). Der Begriff Gespräche (*conversations*) bezieht sich hier zum Teil auf Gespräche unter den Bauern, zu denen auch Arbeitsgespräche gehören, zum Teil auf Gespräche im Auto, die zwischen ihm und seinem Kollegen und zwischen ihnen und mitfahrenden Bauern geführt wurden.

Gespräche bilden die Grundlagen für die Modelle. Sie entwickeln sich in Gesprächsgemeinschaften (*conversational communities*). Gudeman und Rivera diskutieren die von ihnen gefundenen Modelle mit Bauern, die ihnen zustimmen oder Kritik äußern. Die Konversationen haben auch eine historische Dimension. Für die Ethnologen lassen sich die Modelle der Bauern über das Haus, das Land und die Arbeit mit den Modellen der Physiokraten, oder mit jenen von Locke und Marx vergleichen. Sie stellen Ähnlichkeiten, aber auch charakteristische Unterschiede fest. Am größten sind die Ähnlichkeiten mit dem physiokratischen Modell. Das ist kein Zufall, ist doch das Modell der häuslichen Ökonomie bei den kolumbianischen Bauern stark von europäischen Vorstellungen geprägt, die mit der spanischen Eroberung nach Amerika gelangten. In Europa waren die Physiokraten am stärksten davon beeinflusst.

Die Themen, die hier in Interviews mit den Bauern behandelt werden, sind für unsere Fragestellung unmittelbar relevant: die Konzeption von Haus und Hauswirtschaft, das Verhältnis von Arbeit, Land, Nahrung und dem Willen Gottes. Das „Haus“ (*la casa*) ist eine soziale und wirtschaftliche Einheit, aber der Begriff und die damit verbundenen Metaphern orientieren sich am Haus als Raum. „Innen“ und „außen“, „Grundlage“, „Tor“ spielen eine wichtige Rolle im wirtschaftlichen Diskurs. Ziel der häuslichen Politik ist die Erhaltung des Hauses und die Erweiterung seiner Grundlage (seines produktiven Reichtums). Dafür muss man für den Markt produzieren, aber auch sparsam sein. Das zentrale Ziel der Hauswirtschaft ist nicht Investieren sondern Horten. Sparsamkeit drückt sich in verschiedenen Bereichen wie im Geldgebrauch, in der Priorität der Subsistenzwirtschaft, im Umgang mit Gegenständen, in der Nutzung häuslicher Arbeitskraft, in unablässigen Aktivitäten aus.

Arbeit wird vor allem mit Kraft identifiziert. Durch Essen wird Kraft aufgebaut, durch Arbeit verausgabt man sie. Arbeit ist wichtig, aber sie allein garantiert keineswegs eine erfolgreiche Produktion. Arbeit ist nicht die Schöpferin eines Produktes, sondern sie hilft der Natur. Und die Fülle der Natur geht letztlich auf den Willen Gottes zurück.

Soweit das Modell der häuslichen Wirtschaft, das Gudeman und Rivera aus den Gesprächen mit den Bauern herauskristallisieren. Aber in welchem Zusammenhang steht dieses Modell der kolumbianischen Bauern mit deren Arbeitspraxis? Spiegelt es das Verhalten wider? Oder wird das Verhalten durch dieses Modell gesteuert? Oder steht beides in einem komplizierten Wechselverhältnis? Dem Anspruch nach gilt wohl letzteres. Aber leider erfahren wir bei Gudeman und Rivera nichts Konkretes über diesen Zusammenhang. Zwar erhalten wir viele Informationen über die Arbeit der Campesinos. Wir lesen, dass sie hart und stetig arbeiten; die Arbeitstage sind lang; es wird auch an Samstagen und bei allen Wetterverhältnissen gearbeitet; es gibt keine Ferien. Die Gespräche der Ethnologen mit den Bauern finden zum großen Teil in den Feldern statt und während des Gesprächs fahren die Bauern mit der Arbeit fort. Die Evidenz für Arbeitsfleiß ist also groß. Aber was hat das mit dem Modell zu tun, dass die Produktion nicht primär durch Arbeit geschaffen wird; dass Arbeit im Produktionsprozess nur Hilfe leistet?

Leider interessieren sich Gudeman und Rivera nur für die Ebene der Konversation. Sie haben bei den Bauern gelebt und berichten nebenbei auch über die Arbeitspraxis. Im Gegensatz zu anderen linguistisch orientierten Ethnologen haben sie sich auch nicht darauf beschränkt, in kurzer Zeit viele Konversationen aufzunehmen und zu Texten zu verarbeiten. Ihre Forschungen in Kolumbien wurden zwischen 1977 und 1987 durchgeführt. Die Konversationen zwischen den beiden Forschern, zwischen den Forschern und den Bauern und zwischen den Forschern und einer 2000jährigen europäischen Tradition hat sich in dieser Zeit kontinuierlich weiterentwickelt. Aber Gudeman und Rivera haben es versäumt, diese Konversationen systematisch mit der Praxis zu vergleichen. Die Einsicht, dass hier ein Problem für die Forschung besteht, verdanken wir nicht der methodischen Einsicht der Forscher, sondern dem Faktum, dass sie bei den Bauern gelebt, deren Arbeitspraxis erfahren und nebenbei darüber berichtet haben.

#### *Ethnomethodologische Studien zur Arbeit: Der Umgang mit Kopierern*

Methodisch strenger als Gudeman und Rivera in ihren Konversationen mit kolumbianischen Bauern gehen die aus der Ethnomethodologie stammenden *studies of work* vor (Bergmann

1995). Sie wollen den Arbeitsprozess im Detail beschreiben und analysieren: die spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten, die dafür notwendig sind, die sprachlichen Interaktionen der Arbeitenden, den Umgang mit Instrumenten, die räumliche Organisation von Objekten. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass sich Kompetenzen weder in Lehr- und Handbüchern abbilden lassen noch in retrospektiven Interviews über Arbeitsabläufe zur Sprache kommen. Methodisch bedeutet das, den Arbeitsprozess in seinem realen Ablauf möglichst genau zu erfassen. Dem dienen Beobachtungsprotokolle, Fotografien, Tonband- und Videoaufzeichnungen.

Lucy Suchman

In dieser Tradition steht Lucy Suchmans zuerst 1987 erschienenes Buch *Plans and Situated Actions. The Problem of Human-Machine Communication*. Ich beziehe mich hier auf die 2. Auflage, die 2007 unter dem Titel *Human-Machine Reconfigurations. Plans and Situated Actions* erschien. In ihrer empirischen Studie untersucht Suchman den Umgang von Nutzern mit einem Kopierer. Dieser ist so konstruiert, dass sowohl für die Prozesse im Kopierer wie für die potentiellen Nutzer Handlungspläne eingebaut sind. Die Hersteller des Kopierapparates gehen davon aus, dass es keiner Einübung bedarf, sondern dass jeder diesen mithilfe der dem Kopierapparat eingebauten schrittweisen Gebrauchsanleitung bedienen kann.

Das tatsächliche Verhalten der Nutzer lässt sich mit den Handlungsanweisungen des Kopierers aber nur unvollständig erfassen. Die Nutzer beziehen verschiedene Elemente in ihre Interpretation ein, nicht nur die Anweisungen des Kopierers, sondern auch falsche Ergebnisse. Sie probieren verschiedene Möglichkeiten aus, wobei die Anweisungen des Kopierers nur ein Element sind. Sie diskutieren Probleme auch mit Kollegen. Die Nutzer, so die These, handeln kontextspezifisch und nicht nach einem vorgegebenen Plan. Sie unterstellen dabei der Maschine – ähnlich wie Menschen – pragmatische Intentionen.

Suchman ließ das Kopieren von jeweils zwei Personen durchführen und fertigte davon eine Videoaufzeichnung an. Die Nutzer waren Neulinge, die zuvor nicht mit der Maschine gearbeitet hatten. Die Probleme, die hier gehäuft auftauchten, waren einer ethnomethodologischen Herangehensweise angemessen, die statt des unbewussten Selbstverständlichen das reflektierte Problematische untersucht. Die Unterhaltung der beiden Nutzer bei den auftauchenden Problemen wurde ebenfalls aufgenommen und bildete eine wesentliche Grundlage für die Interpretation. Auch die gespeicherten Reaktionen des Kopierers wurden ausgewertet. Insgesamt wurden vier Arbeitssitzungen à 1 ½ bis 2 Stunden festgehalten.

Nach Ansicht von Suchman genügt es nicht, die Nutzer über ihre Handlungen und die auftretenden Probleme zu befragen, weil die nachträgliche Rekonstruktion den Sachverhalt nicht voll wiedergibt. Auch das Notieren der Beobachtungen durch den Forscher genügt nicht, weil dabei die scheinbaren Selbstverständlichkeiten nicht erfasst werden. Es ist ein wesentliches Ziel der Untersuchung von Handlungen im Kontext, die flüchtigen Umstände zu erfassen, auf die sich unsere Handlungen stützen, die wir aber in unseren Handlungsberichten unterschlagen.

Pläne sind ebenfalls ein Element von Situationen. Sie sind aber eher die Grundlage für eine rhetorische Strategie, die das Handeln vor und nach seiner Realisierung einheitlich erscheinen lässt. Die Betonung des Plans in der westlichen Tradition als Grundlage des Handelns hängt eng mit der westlichen Vorstellung der Rationalität menschlichen Handelns zusammen. In Wirklichkeit sind Pläne nicht das Gegenteil einer kontextspezifischen Handlung, sondern Teil davon. Pläne sind durchaus wichtig, aber nicht im Sinne, dass sie Handlungen verursachen oder determinieren.

Diese Studie erfüllt unsere Forderung nach einer Untersuchung des Arbeitsprozesses, einschließlich seiner sprachlichen Manifestationen, in idealer Weise. Die Forscherin stützt sich weder auf die Erläuterungen von Experten noch auf die Gebrauchsanweisung noch auf einen retrospektiven Bericht der Nutzer (Interview), weil sie davon ausgeht, dass man das Handeln nur im Kontext des Arbeitsprozesses erfassen und interpretieren kann. Allerdings hat diese methodische Rigorosität ihren Preis. Von der Arbeit dieser Angestellten werden gerade einmal zwei Stunden erfasst. Die Dauer und Kontinuität der Arbeit, ein für uns besonders wichtiger Aspekt, wird hier nicht untersucht.

Julian Orr

Man könnte gegen die Suchmansche Untersuchung einwenden, dass diese Nutzer von Kopierern tumbe Laien waren, die nicht richtig mit den Geräten umgehen konnten. Glücklicherweise gibt es eine andere ethnographische Studie, die etwas später in derselben Firma durchgeführt wurde und die sich auf kompetentere Akteure, nämlich Techniker konzentriert. In *Talking about Machines. An Ethnography of a Modern Job* untersucht Julian E. Orr (1996) die Beziehung zwischen Wartungstechnikern, Kunden und Kopierern. Orr war schon vor der Feldforschung viele Jahre als Techniker für Kopiergeräte tätig gewesen. Diese Erfahrung ging in seine Untersuchung ein, die auf teilnehmender Beobachtung, Tonbandaufnahmen und informellen Gesprächen statt auf strukturierten Interviews beruht.

Die Wartungs- und Reparaturarbeiten entsprechen nur zum Teil der Vorstellung, die man sich von der Arbeit eines Technikers macht. Die Techniker besitzen alle eine technische Ausbildung, die sie befähigen soll, technische Probleme zu lösen. Hinzu kommt eine spezielle Ausbildung für das Reparieren der Kopiergeräte. Bei der Arbeit gibt es Handbücher, die detailliert die Probleme, die Diagnose und die Reparatur beschreiben. Aber bei der Routinewartung kann man darauf verzichten und bei schwierigeren Problemen helfen sie oft nicht weiter.

Obwohl sich die Techniker als kompetente Fachleute sehen, die ihre Maschinen kontrollieren und Ordnung bei der Arbeit schätzen, entsprechen ihre Gespräche über die Maschinen nur unvollständig diesem Bild. Für die Wartungstechniker sind die Maschinen nicht nur Gegenstände, sondern auch Subjekte, in diesem Falle Partner und Gegner. Die Maschinen geben Rätsel auf, die man anderen Technikern vorlegt. Über die Maschinen lassen sich *war stories* erzählen. Diese handeln nicht nur von heroischen Erfolgen, sondern häufig auch von Niederlagen im Umgang mit „perversen“ Maschinen. Diese „Perversitäten“ werden mindestens ebenso bewundert wie die heroischen Siege. Die Techniker sehen sich als *masters of the black arts of dealing with machines* (1996: 2).

Jede Maschine ist ein Individuum, auch wenn viele ein und demselben Typ angehören. Sie werden nach ihren Nutzern einzeln benannt. Ein Techniker kann jede Maschine in seiner Herde unterscheiden. Die Maschinen sind (wie eine Viehherde) im Prinzip domestiziert, aber nur im Prinzip. Bei der Beschreibung der negativen Eigenarten von Maschinen gebraucht man Werturteile und moralische Bewertungen. Maschinen können monströs, pervers, schrullig, wunderlich und seltsam sein. Die Probleme in einer fragilen Arbeitswelt, die nicht voll unter Kontrolle ist, werden zum Teil durch Gespräche gelöst. Es handelt sich hier um Arbeitsgespräche, nicht um öffentliche Diskurse: Gespräche unter Kollegen, Gespräche mit Kunden, Gespräche mit und über Maschinen.

Wie sind die Gespräche der Techniker, in denen sie die Dinge wie Akteure behandeln, zu erklären? Orr geht auf diese Frage nicht ein. Eine Erklärung könnte darauf hinweisen, dass die von Weber beschriebene Entzauberung der Welt und deren Rationalisierung noch nicht vollendet sind, dass immer noch Restbestände weiterbestehen, denen aber mit Hilfe der Wissenschaft ein baldiges Ende bereitet werden kann. Man könnte auch argumentieren, dass viele technische Vorgänge so komplex sind, dass sie auch von Experten nicht voll beherrscht werden können. Die anthropomorphisierende Redeweise, wie sie Orr bei seinen Technikern beschreibt, wäre dann eine Strategie, um diese Komplexität zu reduzieren.

Man könnte aber auch argumentieren, dass wir eben nicht so modern sind, wie wir uns geben, sondern dass wir im Umgang mit Dingen eine interaktionistische Handlungsweise beibehalten, die den Dingen auch moralische Eigenschaften zubilligt. Sogenannte traditionale wie moderne Gesellschaften unterscheiden sich nur graduell voneinander. In beiden Fällen ist die Arbeit mit Dingen nicht oder nicht nur instrumentell organisiert, sondern beruht auf einer Interaktion, bei der den Dingen Eigensinn und Eigenwillen zugebilligt wird (Spittler 2002).

#### *Dichte Teilnahme: Hirtenarbeit in der Sahara*

Bei meinen Forschungen über die Hirtenarbeit der Kel Ewey Tuareg (Spittler 1998) habe ich verschiedene Methoden eingesetzt. Im Vergleich zu den anderen hier behandelten Fallstudien gibt es zwei wesentliche Unterschiede. Erstens spielte die teilnehmende Beobachtung bzw. „dichte Teilnahme“ (Spittler 2001) in meinen Forschungen durchgängig eine zentrale Rolle. Die Interviews konnten ihr volles Potential erst im Zusammenhang mit der dichten Teilnahme entfalten. Zweitens erstreckte sich die Forschung über einen Zeitraum von dreißig Jahren (1976-2006). Das eröffnet neue Perspektiven für die Erschließung sowohl von Arbeitsprozessen als auch vom Reden über Arbeit.

#### Semantik der Arbeit

Mit „Arbeit“ (*asshaghal*) bezeichnen die Kel Ewey Tuareg eine anstrengende, dauerhafte und nützliche Tätigkeit (Spittler 1990; 1998). Dazu gehört für die meisten die Arbeit der Kamelhirtinnen und Ziegenhirtinnen, der Karawaniers, der Gärtner, der Handwerker, aber auch Hausarbeiten, wie z.B. Hirsestampfen. Die Arbeit eines islamischen Gelehrten oder eines Ethnologen ist kein *asshaghal*. Man bestreitet zwar nicht ihren Nutzen und hat Respekt vor ihr, aber sie ist körperlich nicht anstrengend, und man kann dabei im Schatten sitzen.

Bei der Gegenüberstellung von *asshaghal* (Arbeit) und *erawayen* (Spiel) denkt man an die Stetigkeit der Arbeit, die zum unsteten Spiel im Gegensatz steht. Ein Kind hilft z.B. seiner Mutter beim Hirsestampfen, nach kurzer Zeit aber lässt es den Stößel liegen und läuft weg. Kinder sollen die Ziegen, die beim Lager weiden, beaufsichtigen. Sie tun das auch, aber dann sehen sie einige Perlhühner, laufen ihnen nach und vergessen die Ziegen. Hier handelt es sich um Spiel, nicht um wahre Arbeit, zu der die Stetigkeit gehört.

Über die Kriterien, die zu *asshaghal* gehören, ist man sich weitgehend einig, aber nicht immer darüber, welche Tätigkeiten dem zuzurechnen sind. Beim Stampfen von Hirse muss sich eine Frau zwar anstrengen, aber sie sitzt dabei im Schatten, kann sich dabei sogar

unterhalten. Daher bestreiten manche (Männer), dass es sich um *asshaghal* handle. Die Frauen verweisen dagegen auf die Schwielen an ihren Händen als Beleg für die körperliche Anstrengung bei der Arbeit.

Diskrepanzen gibt es auch bei der wichtigsten Tätigkeit, der Hirtenarbeit. Die einen bezeichnen sie nicht als *asshaghal*, weil man dabei den ganzen Tag geht und nicht mit den Händen arbeitet. Sie zeigen ihre feinen Hände, die sich von denen eines Bauern unterscheiden. Andere verweisen auf die Anstrengung des langen Gehens in Hitze, Kälte und Regen. Die Antwort auf die Frage hängt auch davon ab, an was der Hirte gerade denkt. Wenn er an die Tränkarbeit am Brunnen oder an die Herstellung von Seilen denkt, zögert er nicht, von *asshaghal* zu sprechen. Eine Hirtin kann das Hüten als reine Lust bezeichnen, wenn sie mit den Ziegen auf einer grünen Weide spazieren geht (Foto 4). Sie sieht dagegen ihre Arbeit als mühsame *asshaghal*, wenn sie in einer Dürre mit einer Stange Blätter von einem Baum schüttelt (Foto 3) oder mit der Herde ins steile Gebirge steigt, um die letzten Grasreste zu suchen.

### Beobachten und Fragen

Die Arbeit des Ziegenhütens gehört zu den Hauptaktivitäten der Mädchen und Frauen, die des Kamelhütens zu den Hauptaktivitäten der Jungen und Männer. Fast jede Person ist damit vertraut. Heißt das, dass jeder darüber viel erzählen könnte? Eher ist das Gegenteil der Fall. Die Arbeiten sind für jeden alltäglich und selbstverständlich. Man lernt sie von Kind auf, vor allem durch Nachahmung und Ausprobieren, weniger durch systematische Vermittlung. Es handelt sich um Alltagswissen und -fertigkeiten, über die es kaum öffentliche Diskurse gibt.

Erst nachdem ich die Hirten und Hirtinnen wochenlang begleitet hatte, konnte ich dazu Fragen stellen und Antworten erhalten. Viele Tätigkeiten ließen sich nur durch eine Kombination von Beobachten und Fragen erfassen. Eine abstrakte Frage: „Wie hütet man Kamele?“ wird kurz beantwortet, weil der Hirte die gängigste Art oder die, die er zuletzt erlebt hat, vor Augen hat. Das differenzierte Vokabular erschließt sich erst bei der Beobachtung verschiedener Verhaltensweisen. Dabei kann man zwischen sieben Formen des Hütens unterscheiden: Folgen (*alukkum*), Treiben (*addag*), Zurücktreiben (*asughel*), Umkreisen (*aghalay*), Zusammentreiben (*ashidew*), Zusammenhalten (*aragham*), Zurückhalten (*ewwagh*) (Spittler 1998: 131-134). Zu den alltäglichen Arbeiten des Hirten gehört auch das Kamelsuchen. Es umfasst so viele Aspekte und ist so kompliziert, dass ich ihm in meinem Buch ein eigenes Kapitel widme.

Alltägliche Arbeiten, die jedermann ausführt, bedürfen keines öffentlichen Diskurses. Das heißt aber nicht, dass bei der Arbeit keine kognitiven Leistungen erforderlich sind, die sich auch sprachlich fassen lassen. Fragen, die im Kontext der Arbeit gestellt werden, mobilisieren die sprachlichen Kategorien, das verborgene Wissen und die für die Ausführung der Arbeit kognitiven Operationen. Aber nicht jeder kann in einem Feld, wo das Wissen nicht systematisiert vorliegt, eine zusammenhängende Ordnung präsentieren. Auf meine Frage nach den Formen des Hütens hat nie ein Hirte von sich aus die sieben Formen, die ich oben nannte, aufgezählt, obwohl jeder sie alle schon praktiziert hat und auch die Bezeichnungen kennt. Nur einer der Hirten, die ich beim Spurenlesen begleitete, konnte mir zusammenhängend erklären, worauf das Spurenlesen beruht. Und nur eine Hirtin verstand meine Frage, was die Grundlage des Ziegenhütens sei, derart, dass sie mir zusammenhängend die Struktur einer Herde erläutern und im Sand aufzeichnen konnte.

Nach Vorstellung der Kel Ewey Tuareg besitzen nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, ja sogar Dinge einen ausgeprägten Eigenwillen, der ihrer Manipulation Grenzen setzt. Wenn der Marktpreis für die zu verkaufenden Datteln schlecht ist, sagt man „Die Datteln weigern sich verkauft zu werden“. Es ist nicht immer klar, welche Verhaltensrelevanz diese Formulierungen haben. Glaubt der Verkäufer wirklich, dass die Datteln sich weigern? Nimmt er die Weigerung der Datteln hin oder bemüht er sich um einen anderen Markt? Man benötigt weitere Informationen und Beobachtungen, um die Fragen beantworten zu können. Erst die Kombination von Beobachtung und Frage ergibt Auskunft. Das zeigt folgendes Beispiel, bei dem ich zunächst einen Interviewausschnitt wiedergebe:

(Frage): „Warum zieht ihr weiter, obwohl ihr erst vor zwei Tagen hier angekommen seid und die Weide neu ist?“ (Antwort der Hirten): „Du hast recht. Aber sowenig du willst, dass man dir eine Schüssel mit Essen vorsetzt, aus der schon ein anderer gegessen hat, sowenig wollen die Ziegen eine Weide, an der schon andere das Gras angefressen haben. Deshalb ziehen wir weiter“. Als ich das einige Tage später einem islamischen Gelehrten in Timia erzählte, sagte er: „Die Tiere sollen den Menschen dienen und nicht die Menschen den Tieren. Diese Hirten sind selbst wie Tiere“.

Wichtig ist hier festzuhalten, dass diesem Gespräch eine lange Beobachtung vorausging. Ich war mit dieser Nomadengruppe umhergezogen und hatte das Weideverhalten der Hirten und der Tiere beobachtet. Wichtig ist auch, dass die Hirten und Hirtinnen, mit denen das Gespräch geführt wurde, auch diejenigen sind, die Ziegen hüten. Das gilt nicht für den islamischen

Gelehrten, dem ich später über das Gespräch berichtete. Er war beim Gespräch nicht dabei, er hütet selbst keine Ziegen, sondern er gab hier eine Bewertung über die Arbeit von anderen ab.

#### Dauer der Forschung

Unsere bisherigen Beispiele beziehen sich auf die methodische Erfassung des Arbeitsprozesses. Wie hütet man Ziegen und Kamele, wie sucht man verlorene Kamele. Um Hirtenarbeit zu verstehen, muss man aber nicht nur den punktuellen Arbeitsprozess sondern auch die Arbeit in ihrer Dauer untersuchen. Fragt man die Kel Timia, was eine bestimmte Person tue, so erhält man häufig die Antwort, er sei ein *amawal*, ein Hirte, bzw. eine *tamawal*, eine Hirtin. Damit ist gemeint, dass er oder sie verschiedene, zusammenhängende Tätigkeiten kontinuierlich ausübt, dass der Tageslauf davon bestimmt wird, dass sie diese Tätigkeiten beherrschen und sich von anderen Personen, für die andere Tätigkeitsbündel typisch sind, unterscheiden. Hirte ist ein Beruf.

Ziegenweiden während der Regenzeit funktioniert anders als in der Trockenzeit. Die Hütearbeit für Kamele im Air gestaltet sich anders als im Hausaland. Der Wechsel gilt noch mehr für außergewöhnliche Ereignisse, die zu jedem Hirtenleben gehören: Schakale, die die Ziegen reißen; eine Flut, die ein halbes Dutzend Ziegen, vielleicht sogar Kamele wegswemmt; ein Kamel, das weggelaufen ist und mehrere Tage lang nicht gefunden wird; Diebe, die Kamele stehlen. Auch stellt das Kamel- und Ziegenhüten in einer Dürre viel größere Anforderungen als in einem normalen Jahr (Spittler 1989). Alle diese Ereignisse gehören zur Hirtenarbeit und zum Beruf des Kamelhirten und der Ziegenhirtin. Sie lassen sich nicht durch Interviews an einem Tag erfassen. Sie setzen eine teilnehmende Beobachtung über mehrere Monate, über einen Jahreszyklus voraus. Mehr noch: Ereignisse wie Dürren, die immer wieder, aber in längeren und unregelmäßigen Abständen vorkommen, verlangen Forschung über einen Zeitraum von mehreren Jahren.

Die folgende Beschreibung des Ziegenhütens in einem Regen- und einem Dürrejahr beruht auf der unmittelbaren Erfahrung einer Hirtin. 1984 war eines der größten Dürrejahre im 20. Jahrhundert. Erst die Regenzeit ab Juli 1985 brachte die Befreiung. Ich gebe im Folgenden einen Ausschnitt aus einer ausführlicheren Erzählung der Ziegenhirtin Guzzel wieder, die von mir am 27.8.1985 auf Tonband aufgenommen wurde, mitten in einer üppigen Regenzeit nach mehreren Dürrejahren (Spittler 1989: 58f.). Man beachte die präzise Benennung der Bäume. Eine solche Schilderung wäre zu einer anderen Zeit kaum denkbar.

„*tizwagh* - Die ersten Regen. Wir führen die Ziegen zu den Bäumen. Der *terakat*-Baum erhebt sich als erster, wenn er vom Regen getrunken hat. Und der *tasar*-Busch, den die Ziegen besonders lieben. Wir gehen hin, wo es gerade geregnet hat, einen Tag hier, einen Tag dort. Wir freuen uns. Wir trillern und singen...Wir trillern nur, wir müssen nicht die Ziegen herumkommandieren. Wenn du eine Pause machst und dich hinsetzt, springen sie von Stein zu Stein wie die Zicklein. Wenn Du ins Lager kommst, trillerst du und begrüßt die anderen. Der Hirsekloß ist schon gekocht. Jetzt kommt nur noch das Melken. Die Ziegen geben alle wieder Milch.

Das ist nicht mit dem Weiden in der Dürre zu vergleichen. Du schulterst deine *askom*-Stange. Du gehst los, du schüttelst mit der Stange die Blätter von den Bäumen, du bist müde davon. Du steigst auf den *abezgin*-Baum, du brichst den *akawat*-Schmarotzer vom Baum. Die Ziegen schreien. Sie schauen zu dir und deiner Stange. Es gibt nichts zu fressen. Du musst ständig weitergehen, es gibt kein Stehenbleiben. Du bist ständig am Rennen, du kannst dich nicht hinsetzen und nicht hinlegen. Du kommst zum Lager, du stampfst die *agar* Blätter im Mörser, kochst sie, es sieht wie der Mageninhalt einer Ziege aus. Du isst und trinkst es“ (Spittler 1989: 58).

Die folgenden Bilder zeigen die unterschiedlichen Situationen zwischen Dürre- und Regenjahr<sup>2</sup>. Die ersten zwei Bilder zeigen die Hirtin Guzzel, von der die Schilderung stammt. Die anderen Fotos zeigen weitere Hirtinnen aus Timia während und nach der Dürre:

---

2 Die Darstellung von Arbeit durch Foto und Film ist ein eigenes Thema, das hier nicht behandelt werden kann. Die vier Fotos dienen nur der Illustration. Ich verweise hier auf die „Sammlung Spittler“ in der online Version der Universität Bayreuth [www.deva-research.uni-bayreuth.de](http://www.deva-research.uni-bayreuth.de). Dort können ca. 6000 Fotos über Tuareg und Hausa heruntergeladen werden, von denen sich viele auf Arbeit beziehen.



**Foto 1:** (24.5.84): Guzzel mit zu früh geborenem Zicklein, das nicht überleben wird. In der Dürre 1984 gab es kaum Milch. Die wenigen Zicklein, die geboren wurden, hatten wie dieses kaum eine Überlebenschance.



**Foto 2:** (18.9.1985): Im September des folgenden Jahres hält Guzzel das erste, kräftige Zicklein im Arm.



**Foto 3:** (9.1.1985): In der Dürre schlägt die Hirtin Ghaysha mit einer langen Stange Blätter von einem Akazienbaum, um die Ziegen damit zu füttern.



**Foto 4:** (5.9.1985): Die Hirtin Asalama geht im September 1985 mit ihrer Ziegenherde auf einer grünen Weide spazieren.

### **Arbeit zur Sprache bringen**

Welche Schlüsse lassen sich aus diesen heterogenen ethnographischen Fallstudien ziehen? Repräsentieren die öffentlichen Diskurse das Arbeitshandeln? In Wirklichkeit weichen sie oft weit davon ab. Vor allem aber sind sie zu allgemein und haben wenig mit dem konkreten Arbeitshandeln zu tun. Auch dienen die öffentlichen Diskurse über Arbeit kaum als Handlungsmodelle für die Arbeit, wie Gudeman postuliert. Oft verbergen öffentliche Diskurse über Arbeit mehr als sie enthüllen. Das gilt auch für Arbeitsgespräche. Das Reden über Planung ist eher eine Rechtfertigungsstrategie als eine Wiedergabe des Arbeitsprozesses (Suchman). Das Selbstverständnis der Wartungstechniker als Fachleute, die ihre Kopiergeräte nach den erlernten Regeln ihres Berufs unter Kontrolle haben, verbirgt ihren Umgang mit den Geräten, der teilweise dem eines Hirten mit seiner Herde gleicht (Orr).

Nicht immer, aber sehr häufig werden öffentliche Diskurse über Arbeit von Menschen bestimmt, die die Arbeiten, von denen die Rede ist, nicht selbst ausführen. Der antike Diskurs über Arbeit wurde von Philosophen geführt, die mit körperlicher Arbeit nichts zu tun hatten. Ansätze, die die Arbeitskonzeption der griechischen Bauern in Anlehnung an ethnologische

Forschungen zu erfassen versuchen, ergeben ein ganz anderes Bild (Schmitz 2004). Der Diskurs über Sklavenarbeit wird in allen Zeitperioden nicht von den Sklaven, sondern von den Herren bestimmt. Die Vorstellung der Sklaven über ihre Arbeit weicht davon völlig ab (Spittler 2012). Der moderne Diskurs über Kinderarbeit wird von Institutionen formuliert, die weder als Kinder noch als Eltern damit etwas zu tun haben (Spittler/Bourdillon 2012). Dagegen haben die hier vorgestellten ethnographischen Fallstudien bei allen Unterschieden eines gemeinsam: Sie interessieren sich primär für die Diskurse derer, die die Arbeit selbst ausführen. Auch dann bleibt eine Diskrepanz zwischen Diskurs und Arbeit bestehen. Aber diese Diskurse beziehen zumindest die eigene Erfahrung mit ein.

*Arbeit zur Sprache bringen*, so lautet der Titel dieses Aufsatzes. Was ist aber damit gemeint? Gemeinhin versteht man darunter, dass ein bestimmtes Thema, in diesem Falle Arbeit, in einem Gespräch behandelt wird. Mir geht es aber hier um die wörtliche Bedeutung. Arbeit zur Sprache bringen, das bedeutet zunächst, dass die beiden voneinander entfernt sind. Arbeit ist etwas anderes als das Sprechen darüber. Daraus folgt, dass Arbeit unabhängig vom Sprechen erfasst werden muss, durch Beobachtung und teilnehmende Beobachtung.

Das Arbeitshandeln einschließlich der zugrundeliegenden Kenntnisse wird oft nur partiell oder gar nicht sprachlich artikuliert. Bei uns werden Wissen und Fertigkeiten vorwiegend durch Lehren vermittelt. Dabei spielen Schulen eine zentrale Rolle. In den meisten Kulturen der Welt spielt dagegen zumindest für das praktische Wissen weniger das Lehren als das Lernen eine Rolle (Lancy 2010; Spittler/Bourdillon 2012). Der Lehrling ebenso wie das Kind in der Familie lernt vor allem durch Nachahmen und durch *trial and error*. Aber auch in westlichen Kulturen ist der Arbeitsprozess nicht durchgängig versprachlicht oder verschriftlicht. Das zeigt z.B. die Untersuchung von Charles und Janet Keller über die Arbeit eines Schmiedes in den USA (Keller/Keller 1996). Das praktische Handeln des Schmiedes ist nicht Ausdruck von sprachlichen Artikulationen und Wissen, sondern sie stehen in einer Wechselwirkung miteinander. Ausgangspunkt der Untersuchung muss daher die *performance* eines Akteurs sein.

Arbeit ist nicht einfach sprachlich vorgegeben und abrufbar. Das heißt aber nicht, dass sie nicht sprachlich artikulierbar ist. Sie mag unausgesprochen sein, aber sie ist nicht unaussprechbar. Die Arbeit kann zum Sprechen gebracht werden. Das ist die eigentliche Leistung der hier diskutierten ethnographischen Methoden. Sie versuchen das Nicht-artikulierte zu artikulieren. Spradley präsentiert im ethnographischen Interview eine elaborierte Interviewtechnik, die den Gesprächscharakter beizubehalten versucht, bei der aber

dennoch ausführliche Erklärungen und Fragen einfließen. Für meine Untersuchungen ist die „dichte Teilnahme“, d.h. die enge Verbindung von Beobachten und Fragen, charakteristisch. Hinzu kommt eine jahrelange Forschungszeit, die es erlaubt, Veränderungen und besondere Ereignisse einzubeziehen.

Wir könnten aber den Titel des vorliegenden Aufsatzes auch umdrehen: *Sprache zur Arbeit bringen*. Die Sprache setzt sich in Arbeit um. Das ist die These von Gudeman, vielleicht auch von Spradley. Aber ist diese These haltbar? In einem begrenzten Sinne ja. Befehle zur Arbeit, die von Vorgesetzten gegenüber den Untergebenen, von einem Meister an seinen Lehrling gegeben werden, können in Arbeit umgesetzt werden. Auch sind Arbeitsgespräche unter Kollegen und mit Klienten oft Teil der Arbeit. Aber die meisten Autoren haben nicht solche Befehle oder Arbeitsgespräche im Sinn, sondern sie gehen davon aus, dass sprachlich verfasste Taxonomien und Modelle das Arbeitsverhalten steuern. Für Spradley ist Kultur ein sprachlich verfasstes Regelsystem, durch das unser Verhalten, u.a. die Arbeit, gesteuert wird. Auch bei Gudeman steuern sprachlich verfasste Modelle unser Verhalten, wenn er auch stärker die Dynamik und Entwicklung von Gesprächen betont. Unsere Fallstudien, einschließlich der von Spradley und Gudeman, zeigen aber, dass Arbeit damit nur unvollkommen erfasst wird. Arbeit muss als Handeln in ihrem situativen Kontext erfasst und verstanden werden.

### ***Writing culture: Die Arbeitslosen von Marienthal***

Wenn ich hier das Verhältnis von Arbeit und Sprache thematisierte, dann habe ich bisher einen Aspekt außer Acht gelassen, der in den ethnologischen Debatten der letzten Jahrzehnte eine große Rolle spielte: die Verarbeitung ethnologischer Forschungen zu einem Text. Welche Methode auch immer bei der Forschung angewandt wurde, ob Beobachtung, teilnehmende Beobachtung, Interview, am Ende wird die Forschung in einen Text gebracht und publiziert. Dass das Schreiben seinen eigenen Regeln gehorcht und dass es dabei viele Genres gibt, hatten die Literaturwissenschaftler schon lange entdeckt. Jetzt wurde das unter dem Begriff *Writing Culture* (Clifford/Marcus 1986) zum Thema der Ethnologie und drängte zeitweilig alle anderen methodischen Fragen an den Rand. Zu Unrecht wie ich meine. Aber doch zu Recht wurde hier auf einen bisher vernachlässigten Aspekt hingewiesen. Und dieser gehört auch zum Thema „Arbeit zur Sprache bringen.“ Ich will hier zum Schluss auf diese Frage eingehen.

Ich bin vom Fakultätszentrum für Methoden in den Sozialwissenschaften der Universität Wien eingeladen worden, im Sommersemester 2013 die Paul-Lazarsfeld-Gastprofessur zu vertreten. Das gab mir die Gelegenheit, mich mit Methodenproblemen zu beschäftigen, die mir schon lange am Herzen lagen. Und nicht zuletzt gab es mir die Gelegenheit, mich mit Paul Lazarsfeld zu beschäftigen. Paul Lazarsfeld ist Soziologen und Politikwissenschaftlern vor allem als Begründer der amerikanischen Wahlforschung und als Verfechter einer mathematisch basierten Sozialforschung bekannt. Aber in Wien und auch weit darüber hinaus ist er noch bekannter als Initiator der berühmten Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal* (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1960). Hier geht es um das Thema Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit, und insofern ist diese Studie für den vorliegenden Aufsatz interessant. Wie ist sie im Vergleich zu den hier behandelten Ethnographien einzuordnen?

Bemerkenswert vom Gesichtspunkt meiner Fragestellung sind die methodischen Prinzipien. Die Autoren der Studie, die 1932 in der Nähe von Wien durchgeführt wurde, waren an Einstellungen, an Haltungen der Arbeitslosen interessiert, also an kulturellen Manifestationen. Aber sie hielten deren Erfassung nur in Kombination mit Beobachtungen für sinnvoll. Das berühmte Kapitel über die durch die Arbeitslosigkeit veränderten Einstellungen zur Zeit erfasste nicht nur Einstellungen, sondern maß auch die tatsächliche Zeitverwendung. Man notierte nicht nur griffige Formulierungen wie „Einstweilen wird es Mittag“ – eine Formulierung, die sogar als Titel eines Filmes über Marienthal (Brandauer 1988) gewählt wurde –, sondern man erhob Statistiken über die Zeitverwendung. So maß man z. B die Schrittgeschwindigkeit. Die Forscher nahmen Kultur ernst, aber sie verkündeten keinen *cultural turn*. Methodisch verbanden sie Fallstudien mit Statistiken, Fragebögen und Interviews mit Beobachtungen und Messungen. Außerdem engagierten sie sich mit Hilfsleistungen in Marienthal.

Es handelt sich hier nicht um eine Ethnographie, zumindest nicht, wie ich sie in der Tradition Malinowskis verstehe. Die Autoren erheben auch nicht diesen Anspruch. Im Untertitel sprechen sie von einem „soziographischen Versuch“. Die Forschung in Marienthal dauerte nur zwei Monate (zum folgenden Müller 2008). Die Forscher, die die Untersuchung durchführten, reisten jeweils mit der Bahn aus Wien an. Während Ethnologen – zumindest früher – möglichst weit von zu Hause weggingen, war hier die Nähe zu Wien ein Grund für die Auswahl Marienthals gewesen. Nur eine Mitarbeiterin (Lotte Danzinger), die dann aber nicht zu den Autoren der Studie gehörte, wohnte sechs Wochen lang in Marienthal. Lazarsfeld selbst leitete die Untersuchung von Wien aus und diskutierte wöchentlich mit den

Mitarbeitern die jeweiligen Ergebnisse. Ein wesentliches Merkmal einer Ethnographie, dass derjenige, der die Forschung konzipiert, der die Daten erhebt, der sie auswertet und der sie niederschreibt, identisch ist, fehlt hier.

Ich will jetzt nicht im Einzelnen verfolgen, wieweit die Marienthalstudie meinen Ansprüchen einer Arbeitsforschung entspricht oder nicht, sondern zum Schluss auf den *Writing-Culture*-Aspekt eingehen, auf die Studie als Text. Arbeit ist für die meisten kein aufregendes Thema. Das zeigt sich daran, dass sie selten literarisch oder filmisch als Thema gewählt wird. Soziologische und ethnologische Bücher zu diesem Thema werden nicht zu Bestsellern. Wohl aber gilt dies für *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Zwar wurde das Buch, nachdem es 1933 in Leipzig erschienen war, bald eingestampft, weil es den Nationalsozialisten nicht genehm war. Aber seit der Neuerscheinung 1960 hat es weite Verbreitung gefunden und wurde in viele Sprachen übersetzt. Die Suhrkamp-Ausgabe, die zuerst 1975 erschien, wurde inzwischen 20 mal aufgelegt. Später wurde sogar ein Film über Marienthal und die Studie gedreht (Brandauer 1988). Dieser Erfolg beruht wesentlich auf der Art, wie der Text verfasst wurde.

Nachdem die Forschungen im Frühjahr 1932 abgeschlossen waren, diskutierten die Forscher die Ergebnisse. Dann zog sich Marie Jahoda aufs Land zurück und schrieb den Text in wenigen Wochen allein nieder. Marie Jahoda hatte eine besondere schriftstellerische Begabung. Ihr Buch beginnt wie eine klassische ethnologische Ethnographie: Sie beschreibt, wie man sich Marienthal annähert. Hier ist es nicht wie bei Malinowski im Boot, sondern in der Eisenbahn. Im Text finden sich dann zwar viele Statistiken, aber in jedem Kapitel kommen die Arbeitslosen selbst mit ihrer lebendigen Sprache zu Wort. Zwar distanziert sich Jahoda von der Sozialreportage, aber das Buch liest sich streckenweise wie eine solche. Schließlich vermochte sich Marie Jahoda kurz zu fassen. Das Erhebungsmaterial des Forschungsteams von 15 Personen war umfangreich. Der von ihr niedergeschriebene Text umfasst aber in der kleinformatischen *edition suhrkamp* weniger als 100 Seiten und ist damit sehr leserfreundlich. Die Arbeit – in diesem Falle die Arbeitslosigkeit – war hier exemplarisch zu Wort gekommen und fand weiten Widerhall. Wir würden uns glücklich schätzen, könnten wir mit unseren Publikationen über Arbeit eine so große Leserschaft finden und sogar verfilmt werden.

Arbeit gehört zum Alltag und kann daher Routine und Langeweile nicht vermeiden. Zur Arbeit gehören aber auch immer wieder außergewöhnliche Ereignisse, die nicht nur für die Arbeitenden, sondern auch für die Leser spannend sein können. Wenn in einem Ort der

einzigste Arbeitgeber seinen Betrieb schließt und alle Bewohner arbeitslos werden, hat das dramatische Konsequenzen, die auch dem Leser vermittelt werden können. Arbeitslosigkeit ist unter diesem Gesichtspunkt spannender als die tägliche Arbeit. Solche spannenden Situationen finden sich auch in den anderen hier referierten Fallstudien. Bei meinen eigenen Untersuchungen stieß die Arbeit in einer Dürre und Hungerkrise, aber auch die Freude der Hirtin nach der Dürre, bei den Lesern auf größeres Interesse als die tägliche Hirtenarbeit. Das gilt auch für Razzien, für den Kampf gegen Raubtiere oder das Einfangen eines entlaufenen Kamels.

Nicht nur der Leser eines Buches findet das spannender sondern auch die Zuhörer in einem Tuareglager. Und nicht nur die Hirten in einem Tuareglager erzählen gerne *war stories* über Polizeikontrollen, Räuber und entlaufene Kamele, sondern auch die Wartungstechniker von Xerox über ihre widerspenstigen Kopiermaschinen. Sogar die Kellnerin kann dramatische Geschichten über ihre Arbeit erzählen. Mit solchen Geschichten wird der Ethnograph gerne seine Leser erfreuen. Aber sie entheben ihn nicht der Mühe, auch den Alltag der Arbeit zur Sprache und zum Leser zu bringen. Arbeit gibt es in allen Gesellschaften. Sie sichert die Existenz und nimmt einen großen Teil der wachen Zeit ein. Auch wenn sie selbstverständlich und oft trivial erscheint, ist sie an komplexe Voraussetzungen gebunden, deren Erforschung ein aufwendiges Verfahren rechtfertigt.

## Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah. 1960 (engl. 1958). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bergmann, Jörg. 1995. „Studies of Work – Ethnomethodologie“, in: Flick, Uwe et al. (Hg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung*, 269-272. Weinheim: Beltz (2. Aufl.).
- Brandauer, Karin. 1988. *Einstweilen wird es Mittag*. Film über Marienthal, der zuerst auf der Berlinale 1988 gezeigt wurde (Regisseurin Karin Brandauer).
- Cartier, Michel. 1984. „Travail et idéologie dans la Chine antique“. In: Cartier, Michel (Hg.), *Le travail et ses représentations*. Paris: Édition des archives contemporaines, 275-304.
- Clifford, James und George Marcus (Hg.). 1986. *Writing Culture*. Berkeley: University of California Press.
- Fabian, Johannes. 1970. „Kazi: Conceptualizations of Labor in a charismatic Movement among Swahili-Speaking Workers“. *Cahiers d'Études Africaines*, 13, 293-325.
- Gudeman, Stephen. 1986. *Economics as Culture: Models and Metaphors of Livelihood*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Gudeman, Stephen and Alberto Rivera. 1990. *Conversations in Colombia. The Domestic Economy in Life and Text*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Hymes, Dell. 1974. *Foundations in Sociolinguistic: An Ethnographic Approach*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Ibrizimow, Dymitr, und Balarabe Zulyadaini. 2005. „Kolanut for Happiness“, *Afrika und Übersee*, 88, 125-155.
- Jahoda Maria, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel. 1960. *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Allensbach: Verlag für Demoskopie (zuerst 1933).
- Keller, Charles M. und Janet Dixon Keller. 1996. *Cognition and Tool Use: The Blacksmith at Work*. Cambridge: Cambridge University.
- Lancy, David F. 2010. „‘Learning from Nobody’: The Limited Role of Teaching in Folk Models of Children's Development“. *Childhood in the Past*, 3, 79-106.
- Lütkes, Christiana. 1990. *The Good Gardener. Horticulture, Work, and Work Ethic in Traditional Melanesian Societies*. Münster: Waxmann.
- Lütkes, Christiana. 1999. *Gom. Arbeit und ihre Bedeutung bei den Wampar, im Dorf Tararan, Papua-Neuguinea*. Münster: Waxmann.
- Mann, Susan. 2000. „Work and Household in Chinese Culture“. In: Entwisle, Barbara and Gail Henderson (Hg.), *Re-Drawing Boundaries*. Berkeley: University of California Press, 15-31.
- Müller, Reinhard. 2008. *Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag.
- Orr, Julian E. 1996. *Talking about Machines: Ethnography of a Modern Job*. Ithaca: Cornell University Press.
- Panoff, Michel. 1984. „Énergie et vertu: le travail et ses représentations en Nouvelle-Bretagne“. In: Cartier, Michel (Hg.), *Le travail et ses représentations*. Paris: Éditions des archives contemporaines, 19-37.
- Schmitz, Winfried. 2004. *Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland*. Berlin: Akademie Verlag.
- Spittler, Gerd. 1989. *Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die große Dürre von 1984*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Spittler, Gerd. 1990. „La notion de travail chez les Kel Ewey“. *Revue du Monde Musulman et de la Méditerranée*, 47, 189-198.
- Spittler, Gerd. 1998. *Hirtenarbeit. Die Welt der Kamelhirten und Ziegenhirtinnen von Timia*. Köln: Köppe.
- Spittler, Gerd. 2001. „Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme“. *Zeitschrift für Ethnologie*, 126:1, 1-25.
- Spittler, Gerd. 2002. „Arbeit – Transformation von Objekten oder Interaktion mit Subjekten?“. *Peripherie*, 85/86, 9-31.
- Spittler, Gerd. 2012. „Anthropologie/Ethnologie der Sklaverei“. In: Heinen, Heinz (Hg.), *Handwörterbuch der antiken Sklaverei (HAS)*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Spittler, Gerd und Michael Bourdillon (Hg.). 2012. *African Children at Work: Working and Learning in Growing Up for Life*. Berlin: Lit Verlag.
- Spradley, James P. 1979. *The Ethnographic Interview*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Spradley, James P. und Brenda Mann. 1975. *The Cocktail Waitress: Women's Work in a Man's World*. New York: Alfred A. Knopf.
- Suchman, Lucy A. 1987. *Plans and Situated Actions. The Problem of Human-Machine Communication*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Suchman, Lucy A. 2007. *Human-Machine Reconfigurations*. Cambridge: Cambridge University Press (zweite Auflage von 1987).

## Abstract

### Making work talk – an ethnographic approach

There is often a wide gulf between the way we talk about work and the real practice of work. Which are the most helpful methodological approaches and what is the role of interviews and discussions? A semantic study of the lexical field for "work" in different languages constitutes a common approach, but the insights this can bring are limited. More helpful is the analysis of whole interviews and texts, but this also gives only a partial understanding of actual work practices. Such linguistic approaches need to be complemented by other methods, especially observation and participant observation. Four ethnographic case studies are presented which illustrate this combination of methods: ethnographic interviews and participant observation of the work of a waitress (Spradley), conversations by and with Columbian peasants (Gudeman and Rivera), ethnomethodological studies of interactions with photocopiers (Suchman and Orr), and thick participation among Tuareg herders (Spittler). Apart from the methodological approach to studying work, there is also the question of how to present research results in a text (*writing culture*). This is difficult in the case of such a mundane topic as work, which generally has nothing very exciting to offer. How it can succeed is shown by the example of the Marienthal study (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel).

### Biographical Note

Gerd Spittler, Prof. em. of Anthropology at the University of Bayreuth, Professeur associé de l'université de Niamey (Niger). Books on work: *Hirtenarbeit* (1998), *Founders of the Anthropology of Work* (2008), *African Children at Work* (edited with Michael Bourdillon, 2012).

### Biographische Notiz

Gerd Spittler, Professor emer. für Ethnologie an der Universität Bayreuth, Professeur associé de l'université de Niamey (Niger). Bücher über Arbeit: *Hirtenarbeit* (1998), *Founders of the Anthropology of Work* (2008), *African Children at Work* (Hrsg. mit Michael Bourdillon, 2012).

Gerd Spittler

*Arbeit zur Sprache bringen – der ethnographische Zugang*

Vienna Working Papers in Ethnography, No. 1, Vienna, 2014

Wiener Arbeitspapiere zur Ethnographie, Nr. 1, Wien 2014

[ksa.univie.ac.at/vwpe01](http://ksa.univie.ac.at/vwpe01)

The VWPE is a peer reviewed series which aims at presenting and reflecting on innovative research. The series provides the staff of the Department of Social and Cultural Anthropology as well as guest authors with a forum for discussing their findings on a wide range of social phenomena. We welcome submissions that seek to advance conceptual-methodological and theoretical debates as well as manuscripts based on ongoing empirical research.

Die WAPE ist eine Schriftenreihe, die einem Peer-Review-Verfahren unterworfen ist, und die sich zum Ziel setzt, innovative Forschung vorzustellen und über diese zu reflektieren. Die Reihe bietet den MitarbeiterInnen des Instituts für Kultur- und Sozialanthropologie wie auch GastautorInnen ein Forum für die Diskussion ihrer Forschung zu einem breiten Spektrum an sozialen Phänomenen. Wir heißen sowohl konzeptuell-methodische und theoretische Aufsätze als auch empirische Beiträge auf Grundlage innovativer Forschung willkommen.

**Vienna Working Papers in Ethnography**

Tatjana Thelen, Evangelos Karagiannis (eds.)  
Department of Social and Cultural Anthropology  
Faculty of Social Sciences, University of Vienna  
Rathausstraße 19/9, 1010 - Vienna, Austria  
Tel: +43-1-4277-49565

*Paper submission*

[tatjana.thelen@univie.ac.at](mailto:tatjana.thelen@univie.ac.at) [evangelos.karagiannis@univie.ac.at](mailto:evangelos.karagiannis@univie.ac.at)

*Guidelines*

<http://ksa.univie.ac.at/research/vienna-working-papers-in-ethnography/>